

Monika Stocker

Anna unterwegs

Leben in Variationen



e**b**...

Monika Stocker

*Anna
unterwegs*

Leben in Variationen

Mit Bildern von Vroni Grütter-Büchel

edition **bücherlese**™

*Der Mensch ist keine Geschichte, oder anders
gesagt: jedes Ich hat hundert Geschichten, die nie
geschehen sind, und was in Wirklichkeit mit ihm
geschieht, ist nur die Folge von Fiktionen.*

Max Frisch

Kassandra

Kassandra ist in der griechischen Mythologie die Tochter des trojanischen Königs Priamos und der Hekabe, damit Schwester von Hektor, Polyxena, Paris und Troilos sowie Zwillingschwester von Helenos.

Der Gott Apollon gab ihr wegen ihrer Schönheit die Gabe der Weissagung. Als sie jedoch seine Verführungsversuche zurückwies, verfluchte er sie und ihre Nachkommenschaft, auf dass niemand ihren Weissagungen Glauben schenken werde. Daher gilt sie in der antiken Mythologie als tragische Heldin, die immer das Unheil voraussah, aber niemals Gehör fand. Bis heute sind ungehörte Warnungen «Kassandrarufe».

1983 hat Christa Wolf die Erzählung *Kassandra* geschrieben (erschieden im Luchterhand Verlag). Sie lässt Kassandra unter dem Torbogen von Mykene, wohin sie als Kriegsgefangene und Todgeweihte gebracht wurde, ihr Leben reflektieren. Die Erzählung wurde für viele Frauen zur Schlüsselgeschichte für die Reflexion über weibliche Macht, über Patriarchat, Krieg und Wahnsinn, Unterwerfung und den roten Faden des Lebens, der von den Frauen am Rande aller Kriege und Kämpfe gehalten werden muss. Kassandra, die Seherin, wurde zur Schwester aller Frauen, die Sehen, Erkennen, Wissen, Intuition als ihre Gaben leben und durch alle Jahrhunderte verfolgt, gefoltert, verbrannt, lächerlich gemacht und geschmäht wurden. Frauen erkennen einander oft als das, was sie schwesterlich verbindet, und unterstützen ihre Kassandrarufe.

Prolog

Sie ist jung, begabt und nett.

Die Ratschläge waren zahlreich: «Du musst Lehrerin werden, denk doch an die vielen freien Wochen.» – «Du musst Anwältin werden, du argumentierst korrekt, leidenschaftlich, willst immer recht haben, hebrechtest.» – «Du musst Ärztin werden, die braucht man immer.»

Sie imprägnierte sich. «Wer lebt, wird sehn.»
(Christa Wolf: *Kassandra*)

*Anna hat sich entschieden. Sie geht. Das ist beschlossen. Schon seit Langem. Trotzdem schiebt sie die Entscheidung, den ersten Schritt zu tun, so lange wie möglich hinaus. Bequem ist sie geworden, gewohnt an dieses Leben und an den dazu passenden Alltag. Dieses Leben ist nicht falsch gewesen, bisher. Das sagen alle.
Anna hat sich entschieden.*

Es ist ein intensiver Morgen gewesen, wie so oft Anfang Woche. Operationen, Konsultationen, Chefvisite. Und jetzt die Besprechung zum Fall Meier Katharina. Kompliziert, interessant und vieles wäre möglich, ja eine Pioniertat, wenn man sich denn dazu entschliessen würde. Anna sitzt erschöpft am Tisch. Sie hört mit einem Ohr zu und weiss doch: Das geht mich nichts mehr an. Das will ich nicht mehr, das kann ich nicht mehr. Der Professor fragt sie direkt: «Machen Sie mit, Anna? Für Sie könnte es ein Fall für die Habilitationsschrift werden. Das Zeug dazu haben Sie schon lange!» Anna schreckt auf. Sie schaut in die Runde und sagt: «Danke für das Vertrauen. Aber ich habe mich entschieden. Ich gehe weg. Ich fliege am ersten des kommenden Monats nach Syrien.»

Die Zeit scheint stillzustehen. Und plötzlich reden alle gleichzeitig auf sie ein. «Spinnst du?», ist noch das Harmloseste. Nach einer Weile meint der Professor:

«Schade, aber ich verstehe Sie», und das tut gut. Bei ihm wird sie sich noch persönlich verabschieden und bedanken. Alles andere, alle anderen sind nicht mehr wichtig. Sie geht.

Nun sitzt sie im Flieger und schaut auf das grosse blaue Meer. Dort ertrinken Hunderte jährlich. Was soll sie denn verhindern? Was soll sie da ausrichten können? Sie ruft sich zur Räson. Wenn du jetzt schon so denkst, brauchst du gar nicht auszusteigen, dann kannst du gleich zurück zu Karriere, Honorar und Kongressen. Und zur Erschöpfung, zur Schlaflosigkeit, zur Gehässigkeit im Rivalitätskampf an der Klinik. Und in ihr schickes Apartment mit dem leeren Kühlschrank. Nein, sie geht.

In Damaskus ist es einfach. Eine Frau, die ein Rotkreuzgilet trägt, steht bereit und begrüsst sie. Sie mustert die saubere, schöne Anna. Was sie wohl denken mag? Anna erwidert den Gruss: «Ich bin froh, hier zu sein, auch wenn ich nicht weiss, was mich erwartet. Ich weiss aber, was ich verlassen habe. Es ist richtig so. Danke, dass Sie mich abholen, ich brauche Sie.» So, das Eis war gebrochen. Die Rotkreuzfrau hakt sie unter und führt sie aus dem Flughafen zu einem ziemlich heruntergekommenen Fahrzeug. Dort stehen zwei dunkle Männer, ebenfalls mit Rotkreuzgilets, und nicken nur. Ein dritter wartet auf ihr Gepäck, das an einer besonderen Gepäckausgabe abgefertigt wird, und bringt es zum Auto. «Haben Sie Hunger oder Durst? Unsere Fahrt dauert gut zwei Stunden. Etwas Weniges habe ich in der Kühlbox. Wir können aber gern noch schauen, ob es irgendwo in einem Restaurant etwas gibt.» «Nein, danke,

gegessen habe ich im Flugzeug. Aber etwas Wasser nehme ich gerne.» Sie fahren los. Anna bekommt eine Flasche mit wunderbar kaltem Tee in die Hand gedrückt. «Behalten Sie sie nur, ich habe noch mehr. Kalte Getränke sind etwas vom Wichtigsten hier.»

Sie fahren durch Damaskus, noch immer eine wunderbare Stadt, nichts ist vom Krieg zu sehen, so scheint es zumindest, auf den ersten Blick. Je länger sie aus der City fahren, desto deutlicher wird alles. Viele Gebäude sind leer, viele sind kaputt. Überall Trümmer. Da und dort vorüberhuschende Gestalten, Anna kann nicht sehen, ob Mann oder Frau, ob Kämpfer oder Zivilperson. Ihre drei Begleiter scheinen aber umso mehr zu sehen. Der eine brüllt irgendetwas, worauf der Fahrer wie verrückt beschleunigt. Anna wird auf den Sitz gedrückt und wenig später knallt es. Ihre Gastgeberin, Ursula, wie sie sich vorgestellt hat, meint trocken: «So, das nennt man Feuertaufe. Diese Idioten schiessen auch auf Rotkreuzwagen.» Dann ist es wieder still im Auto, so still, weit weg von der Wirklichkeit. Anna kommt sich vor wie in Watte gepackt, wie in einem Traum. Doch das hier ist kein Traum. Je weiter sie sich aus der Stadt entfernen, desto wunderbarer wird das Land. Gleichzeitig werden die Dörfer immer trostloser und erinnern nur noch von Ferne an das, was sie mal gewesen sein müssen. Ursula sagt nichts, schliesst die Augen. Sie vertraut den begleitenden Männern. Warum sollte sie das nicht auch tun. Anna will nicht jetzt schon alles sehen. Und weiss doch, dass sie sich in einem Land, in dem Krieg herrscht, nicht schützen kann, weder mit offenen noch mit geschlossenen Augen.

Das Auto schiesst plötzlich von der Strasse ab auf eine kleine Baumgruppe zu und stoppt unvermittelt. Der eine der Begleiter schreit etwas. Ursula nimmt Anna am Arm: «Raus, unter den Strauch dort, flach auf den Boden legen und keine Bewegung mehr.» Warum nur? Alles bleibt ruhig. Plötzlich bricht ein horrender Lärm los, drei kleine Flugzeuge brausen über sie hinweg und werfen unweit von ihnen Dinge ab, Kisten, Säcke oder etwas Ähnliches. Der Fahrer ruft wieder, alle rennen ins Auto, und der Fahrer braust davon. «Was war in den heruntergeworfenen Kisten?» «Besser, wir wissen es nicht. Wir gehen nie in die Nähe solcher Gepäckstücke, um nachzuschauen. Es sind häufig Fallen für die Einheimischen, erst recht aber für die Helferinnen und Helfer, die meinen, es sei das lang ersehnte Nachschubmaterial, und dann ist es Sprengstoff, der nach der kleinsten Berührung in einer Kettenreaktion alles und alle in Stücke reisst.» Anna erschrickt, Ursula merkt es und entschuldigt sich: «Ich will Ihnen etwas viel beibringen am ersten Tag, nicht wahr? Aber ich meine, die Grundsätze müssen Sie schnell lernen, wenn Sie hier überleben und ein bisschen etwas verstehen wollen.» Anna versteht rasch. Es ist kein Spiel, und es gibt kein Lernprogramm. Es ist Leben oder Tod.

Anna kann es kaum glauben. Sie arbeitet jetzt schon zwei Monate in diesem behelfsmässigen Spital und tut Dinge, von denen sie nicht wusste, dass sie sie kann. Sie amputiert Glieder, verpflanzt Hautteile, damit so etwas wie ein Gesicht bleibt, tröstet Eltern, wenn deren Kind buchstäblich in Fetzen gerissen worden ist. Alte Menschen, die sie bitten: «Lassen Sie mich sterben»,

muss sie vertrösten. Auf was denn? Sie sieht Wunden, die nicht «natürlich» entstanden sein können. Folteropfer schleppen sich heran, sie sind zerstört, nicht nur physisch. Und dann plötzlich eine Geburt. Ein kleiner Mensch schaut sie an: «Wo bin ich da hingelassen», fragen die Augen, und Anna muss ehrlicherweise antworten: «Ich weiss es nicht, es könnte die Hölle sein.» Sie arbeitet Tag und Nacht. Ursula ist besorgt. «So geht das nicht, Anna. Du musst freimachen und schlafen, entspannen.» Anna schüttelt den Kopf. Wie kann sie schlafen, wie kann sie entspannen, wenn ringsum die Hölle los ist, wenn es dröhnt und schreit, wenn Hunger und Elend sie anspringen. Sie hat den Verstand narkotisiert. Sie funktioniert einfach. Die Seele hat jetzt ein Mass an Wut und Trauer gesehen und aufgenommen, dass sie nur noch explodieren kann, nicht mehr verarbeiten.

Plötzlich werden die Medikamente knapp. Offenbar ist ein Nachschubweg abgeschnitten worden, und Flugzeuge haben sie seit Tagen nicht mehr gesehen oder gehört. Es wird immer stiller um sie herum, immer aussichtsloser, und das Stöhnen der Menschen immer lauter. Sie halten Krisensitzung. «Wir müssen das Spital verlassen», sagt der Chef, Doktor Fischer aus Deutschland. Er ist schon seit eineinhalb Jahren hier. Und er weiss, wann etwas nicht mehr geht. Anna schaut ihn entsetzt an: «Wie, verlassen?» Dr. Fischer meint, Ursula, er, die beiden holländischen Pflegerinnen und Anna müssten versuchen, mit einem als Rotkreuzfahrzeug gekennzeichneten Auto in die Nähe von Damaskus zu kommen. Je nachdem könne man dort die Lage neu be-

urteilen und über andere Nachschubwege und alternative Orte, die sich unter Umständen als Notspitalstandorte eignen würden, nachdenken. Anna kann nicht verstehen: «Sie wollen alle diese Leute hier einfach zurücklassen?» «Ja, das müssen wir, es gibt für uns hier nichts mehr zu tun. Sie sehen ja, alles ist leer, so helfen wir niemandem.» Anna ist konsterniert. Ursula merkt es. «Wir hatten vor sechs Monaten schon einmal eine solche Lage. Dank unserem Rückzug damals konnten wir dann hier anfangen und haben jetzt doch einige Zeit gut arbeiten können. Nun geht es halt hier nicht mehr, aber wir werden einen neuen Ort finden, um unsere Arbeit zu tun.» Anna fragt: «Und wenn wir zu zweit versuchen würden, durch die Linien zu kommen, vielleicht in die Nähe eines anderen Spitals, eines anderen Lagers, dann wüssten wir doch schnell, ob Nachschub unterwegs ist.» Dr. Fischer schaut sie an: «Wir haben nur ein Funkgerät und wissen kaum, wer unsere Signale empfängt. Was aber, wenn es die Terroristen sind?» «Wir haben doch unser Rotkreuzsignet, das schützt.» Ursula und Dr. Fischer schütteln den Kopf. Sie wissen, gegenüber dem IS und anderen Splittergruppen verleiht das Rotkreuzkennzeichen keinen Schutz. «Bitte lassen Sie uns noch zwei Tage warten. Irgendwie glaube ich, es kommt gut.»

Später am Abend nimmt Dr. Fischer Ursula zur Seite und flüstert ihr zu: «Sie ist erschöpft, sie kann die Lage nicht mehr nüchtern betrachten. Bitte überzeugen Sie Anna, dass wir hier fort müssen. Es wird so schon hart werden. Doch je länger wir warten, desto unmöglicher wird es.» Ursula kennt Fischer, er ist nicht feige oder

ängstlich, vielmehr väterlich besorgt um sie alle. Um Mitternacht geht Ursula mit einem Becher heißen Tee, in den sie ein wenig Schnaps getan hat, zu Anna: «Anna, es ist schwer für dich, ich verstehe das. Aber hier gelten nun mal andere Regeln. Wir müssen morgen Mittag spätestens aufbrechen. Dann können wir in der Dunkelheit in die Nähe von Damaskus gelangen. Zwei unserer syrischen Helfer meinen, das müsste noch möglich sein. Und die kennen sich aus.» Anna trinkt den Tee. Sie ärgert sich: Wieder einmal laufen ihr die Tränen wie kleine Bäche übers Gesicht. Es ist, als ob sich das Elend der Situation verflüssige.

Irgendwann schläft sie ein, wie Ursula es gehofft hat.

Beim Morgengrauen ist Anna die Erste. Sie geht zur Pumpe und holt ein Rinnsal Wasser heraus, sie wäscht sich das Gesicht, blickt zum Himmel und spürt, heute wird es gut. Cassandra hat sie besucht. Wie nur kann sie das Ursula, Fischer und den beiden Kolleginnen klarmachen, ohne dass diese sie für verrückt halten.

Nach der Visite in den Zelten setzen sich alle hin und trinken Tee. Fischer schaut Ursula an, als ob er erforschen wolle, wie erfolgreich ihre Überzeugungsarbeit gewesen ist. Alle sind bedrückt, niemand mag mehr reden, nachdem sie durch die Reihen gegangen sind und die verlorenen Körper, die traumatisierten Seelen auch nur mit einem Blick gestreift haben. Was soll mit der Frau in den Wehen passieren? Was mit dem amputierten Arm, dessen Wunde eitert, dem weggeschossenen Ohr, das eine schreckliche Entstellung verursacht, was mit dem Beinstumpf, dem Bauchdurchschuss... Anna

blickt in die Runde. «Heute wird Hilfe kommen. Spätestens am Nachmittag werden Flugzeuge oder ein Konvoi zu uns kommen. Wir können bleiben.» Das sagt sie ruhig und bestimmt, wie wenn sie auf dem Monitor in der Klinik, die eine Erdumrundung entfernt ist, jeweils die Werte für die elektronische Patientendatenbank ablesen würde. «Ich bin nicht krank, bitte glauben Sie mir.» Alle warten einen Moment. Dann meint Fischer: «Wir machen weiter mit der Arbeit. Bitte suchen Sie an allen erdenklichen Orten Wasser, holen Sie heraus, was nur irgendwie möglich ist, kochen Sie es steril, soweit das geht. Ich muss eine Narbenrevision machen beim Armamputierten. Ursula, bitte assistieren Sie. Und mit dem Gesicht, an dem das Ohr weggeschossen wurde, müssen wir auch anfangen. Sonst vernarbt alles unwiederbringlich. Anna, Sie übernehmen die schwangere Frau.» Anna blickt ihn dankbar an und meint: «Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen in mich.» Alle machen sich an die Arbeit, unsicher darüber, von was sie gerade Zeuginnen geworden sind. Zum Mittagessen verteilen die Pflegerinnen Zwieback, das sie in abgekochtem Wasser aufgelöst haben, an die Patienten, für das Team gibt es sogar noch getrocknete Bananen. Die letzten.

«Macht ein wenig Siesta», meint Fischer. «Ich will die zweite OP mit dem Ohr auch heute machen, um 15 Uhr. Anna, Sie assistieren, und Ursula, Sie übernehmen die Geburt. Wie weit ist denn die Frau?» Anna schüttelt den Kopf: «Es geht kaum voran, die Frau ist schwach und unterernährt. Ich wäre froh, Sie würden sie mal ansehen.» Dr. Fischer folgt ihr, die Siesta ist vergessen. Die Mutter ist ohne jede Kraft. Der Arzt muss sofort einen

Kaiserschnitt machen. Bald schon kräht der kleine Bub, seine ganze Lebensenergie ist in diesem trostlosen leeren Spital zu hören, während die Mutter aufgibt. Anna drückt den kleinen Kerl an ihr Herz. Zu spät, zu falsch, zu klein, zu unfähig. Ihr schwindelt. Dr. Fischer aber meint: «Er ist gerettet, und Sie haben eine weitere Aufgabe, Anna. Schauen Sie, dass er den Frieden erlebt.»

Anna setzt sich mit dem kleinen Noah – schnell hat sie ihn, der dem Walfischbauch entronnen ist, so getauft – in den Schatten und schiebt ihm, als er erfolglos an ihrer Brust etwas suchen möchte, ihren mit etwas abgekochtem Wasser genässten Finger zwischen die Lippen. «Nein mein Kleiner, ich bin ohne Leben, aber du, du bist da.» Da fällt ein Schatten auf sie und das Kind. Die verstorbene Mutter von Noah setzt sich zu ihnen und meint: «Danke, Frau, dass du ihm das Leben geschenkt hast. Bitte schau, dass er den Frieden erlebt.» Anna wundert sich, es sind dieselben Worte, wie sie Dr. Fischer eben zu ihr gesagt hat. Was soll das alles bedeuten? Ist sie einfach vor Erschöpfung irgendwie konfus geworden? Da hört sie es. Ein Flugzeug nähert sich. Es ist ein kleines, ein Transporter, und es landet unweit von ihrem behelfsmässigen Spital. Ein Arzt und eine Frau mit Rotkreuzemblem kommen und bringen Getränke und Verbandmaterial, Medikamente und Vorräte für eine ganze Weile.

Anna strahlt, blickt zum Himmel, wohin vielleicht Noahs Mutter gewandert ist. «Ja, Noah, du wirst den Frieden erleben. Dafür kämpfe ich, solange es geht.»



Monika Stocker, geboren 1948, ist Sozialarbeiterin und Politikerin. Sie war Nationalrätin (1987–1991) sowie Vorsteherin des Zürcher Sozialdepartements (1994–2008). Von 2009 bis 2016 war sie Co-Redaktorin der Zeitschrift *Neue Wege*.

Publikationen:

He, dich kenne ich doch (2010);

Ich bin doch das offene Feld (2011);

Nun muss ich Sie doch ansprechen (2014);

Alles hat seine Zeit (hrsg. zusammen mit Kurt Seifert, 2015).